Die Schule der Mutter

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633956

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 10. Februar

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Zwei Gedichte von Hans Zulliger.

Wunsch.

O wär' ich doch wie dieser Baum!
Ein Leben wie ein guter Traum:
Nur blüh'n und Früchte tragen!

Nur blühn und Früchte tragen . . .
Und würden sie mich schlagen,
Ich hörte nicht die Hiebe dumpf
Und wäre für die Schmerzen stumpf . . .

Nur blühn und Früchte tragen . . .
So ohne Leid und ohne Not,
Und dann ein rascher Tod!

Das war . . .

Das war in der verwichnen Nacht,
Daß mich ein seltsam Sehnen
Hat um den Schlaf gebracht . . .

Nun weiß ich nicht mehr, was es war . . .
Ich glaub', es war ein Traum
Voll Engelstimmen wunderbar . . .

Und traurig geht mir nun der Tag,
Vielleicht, daß ich den Traum
Heut' Nacht noch einmal träumen mag . . .

Die Schule der Mutter.

Erzählung von Ruth Waldstetter.

An einem sonnigen Herbstsonntag waren in einem Patrizierhaus des Bergstädtchens Wohnlichen drei Menschen versammelt. Am Flügel saß eine schöne alte Frau in schwarzer Kleidung; neben ihr stand ein junges Mädchen, welches ihr glich, doch in allen Zügen, die bei der Mutter klar und regelmäßig geprägt waren, eine Weichheit zeigte, die ebensosehr im Charakter als in der Jugendlichkeit ihrer Trägerin begründet schien. Während die Mutter spielte, sang die Tochter mit einer zarten, geschulten Stimme und blickte, den eigenen Tönen lauschend, mit großen verschleierten Augen ins Leere. Durch die breiten Renaissancefenster schien die Nachmittagssonne auf die beiden Gestalten, die inmitten der altererbten, gewählten Ausstattung des Zimmers wie ein schönes, harmonisches Bild wirkten. Von draußen leuchtete eine fruchtbare Herbstlandschaft herein und bildete in ihrer Ländlichkeit einen reizvollen Gegensatz zu der feinen städtischen Ausstattung des Innenraumes. Diese angenehme Seltsamkeit schien der Dritte der Anwesenden stark zu empfinden, ein jüngerer Mann in großstädtischer Kleidung und langem Künstlerhaar, der sich in einem Lehnstuhl ausstreckte und die Augen unablässig auf die beiden Musizierenden gerichtet hielt.

Als jetzt das Lied zu Ende war, sagte der Mann, ohne seine lässige Haltung zu verändern: „Das ist ein Märchen, ein wunderschönes Märchen; das sollte nie zu Ende sein!"

Die alte Dame wandte sich um: „Wir haben in unsrer Einsamkeit ganz angenehme Sonntage, ja. Aber glauben Sie nicht, daß wir etwa hier immer Sonntag haben! Morgen können Sie uns draußen im Garten in den grünen Gärtnerschürzen am Spalier hantieren sehen und zu andern Zeiten an den Salatbeeten und bei den Bohnenstangen. Und es macht uns gar nichts aus, selber mit der Hacke unsre Beete umzugraben und auf den Knien die Setzlinge einzupflanzen. Ja, Herr Großstädter, so leben wir Hausfrauen vom Lande," rief sie fröhlich und erhob sich. „Und nun, Trudchen, decke schnell den Tisch; ich setze das Teewasser auf. Wir wollen unsern Gast nicht nur mit Musik speisen!"

Während das junge Mädchen Silber und altes Porzellan aufstellte, etwas beengt durch den Blick des Gastes, schien der junge Mann ihr Bild und jede ihrer Bewegungen und Stellungen begierig in sich aufzunehmen. Und plötzlich rief er: „O, bleiben Sie stehen! Nur einen Augenblick! Die Sonne fiel eben so auf ihr Haar, daß es wie rotes Gold leuchtete! — Ah, nun sind Sie wieder ganz

blond.“ Er legte die gepflegten, müßigen Hände auf die Seitenpolster des Stuhles, lehnte sich weit zurück und fing an: „Wissen Sie, daß ich mir ganz verzaubert vorkomme? Sie können sich das ja gar nicht vorstellen: gestern bin ich noch in München, in der heißen, schwülen Stadt; ich gehe durch die Ludwigstraße, matt, den Mund voll Staub; die gelben Steinmauern glühen mich an wie eine Allee von Heizkörpern. In dumpfen, verhängten Zimmern sitzen Menschen, die sich langweilen; es ist als wäre der Gesprächsstoff in der Hitze ausgetrocknet. Da setze ich mich einfach in den Zug und fahre weg. Auf einer kleinen Kreuzungsstation taucht mein alter, braver Richard Stünz auf und ruft: „Wenn du nach Süden fährst, so grüße meine Mutter in Wohnlichen!“ Und ich komme hieher, in dieses Bergnest, und finde hier ein Idyll, eine Vereinigung von Natur und Kunst, wie ich sie mir nicht schöner denken könnte.“ Er stützte den Kopf in die Hand, sah Trudchen an und sagte: „Dies hat sich wohl alles nur deshalb zusammengetan, um Sie ins rechte Licht zu setzen.“

Das junge Mädchen, das errötet war, warf ihm einen scheuen Blick zu und sagte: „Und ich käme so gerne einmal in das heiße München und hörte und sähe das alles selber, was ich mir hier aus der Ferne durch Lesen zusammensuche so gut es geht.“ Und sie nahm ein paar neue Kunstzeitschriften vom Tische auf und blätterte darin.

Die Mutter trat ein und lachte, als sie Gertrud mit den Zeitschriften in der Hand sah. „Ach, das Kind hat Ihnen gewiß seine Wünsche gestanden,“ sagte sie. „Es war eben eine etwas plötzliche Veränderung, als wir vor sechs Jahren beim Tode meines Mannes aus der Universitätsstadt hieher zogen. Aber wir genießen hier so viele Erleichterungen durch alte Wohnungs- und andere Anrechte in der Heimat meiner Familie, daß wir uns zu diesem Schritt entschließen mußten. Nun träumt Trudchen eben noch immer von der Stadt und ihren Vorzügen, die sie nur so kurz genießen konnte. Sie sollten sie schwärmen sehen, wenn sie im Winter zu Besuch dort ist! So ein phantastisches und gläubiges Menschenkind!“ Sie legte den Arm um die Tochter und sah ihr in die Augen. Alle mütterliche Zärtlichkeit und auch etwas Besorgnis lag in ihrem Blick. Aber das junge Mädchen entwand sich verlegen der Umarmung.

Man setzte sich zum Tee und der Gast konnte es nicht lassen, immer wieder seiner Verwunderung und seinem Entzücken über das Idyll im Bergstädtchen Ausdruck zu geben. Unterdessen verzehrte er mit gutem Appetit ein Stück nach dem andern vom hausbackenen Kuchen. Als er nun der alten Dame von neuem versicherte, daß es ihm immer noch sei, als träume er einen schönen Traum und es ihm förmlich bange vor dem Erwachen, legte sie ihm herzlich die Hand auf den Arm und sagte: „Nun, ich bin recht beruhigt, daß sie in diesem Träumen doch etwas zu sich nehmen mögen. Denn, sehen Sie, Herr Doktor, in dieser Beziehung bin ich nun ganz verbauert: ich freue mich immer, wenn ich sehe, daß meine Gäste nicht ganz nur von der guten Luft und der schönen Aussicht leben, sondern auch unser Selbstgebackenes zu schätzen wissen. Die Zuckerbäckerei ist Trudchens Reich, das ich ihr ganz überlasse, und sie macht ihre Sache so gut wie eine Alte.“

Der Städter verbeugte sich hastig gegen Trudchen, betrachtete durch den Kneifer seinen Teller und sagte: „Ja, ich glaube wahrhaftig, während ich hier von Ihrem Stillleben und von den architektonischen Perlen des Städtchens schwärme, knuspere ich in meiner Zerstreutheit immerfort etwas ganz Ausgezeichnetes. Aber der Mensch ist ja ein Ganzes, nicht wahr, und das Behagen aller Sinne vereint sich mir zu einer einzigen Harmonie in diesem Augenblick.“

Nach dem Tee schlug die alte Dame einen Spaziergang vor. Noch leuchtete die Gegend im goldigen Nachmittagssonnenschein. Vor dem feuchtblauen Herbsthimmel schritten die drei Gestalten zwischen steilen, bunt belaubten Wäldern auf dem Hügelkamm dahin. Der hohe, schwarze Schattenriß der Mutter erhob sich in der Mitte. Zur Rechten ging, Arm in Arm mit ihr, die zierliche Gestalt der Tochter, zur Linken die schon etwas beleibte des jungen Mannes. Als sie stillstanden und unter dem Eindruck der verklärten Natur schweigend ins Land hinaus sahen, sagte die Mutter: „Da, in diesem Lande kann man mit einem lieben Menschenkind glücklich wohnen.“

* * *

Vier Wochen nach diesem Sonntag waren die beiden jungen Leute ein verlobtes Paar. Dr. Groß hatte kurz nach seiner Abreise um Trudchen Stünz angefragt. Man zog Erkundigungen über seine Lebensführung und Verhältnisse ein, und die Auskünfte fielen befriedigend aus. Dr. Groß war Kunsthistoriker und Privatgelehrter und bezog eine bescheidene Rente, aus welcher er mit einer kleinen Familie leben konnte. Er verkehrte in einem Kreis mit ästhetischen Interessen, und über seine Lebensführung war nichts Ungünstiges bekannt. Er hatte einige Schriften über moderne Kunstrichtungen herausgegeben, die von einem Kreise Gleichgesinnter geschätzt wurden. Trudchens einziger Bruder kannte Dr. Groß von seiner Studienzeit her. Dieser war seinerzeit ein empfindsamer, schwärmerischer, in der Arbeit etwas träger junger Mann gewesen, hatte später aber doch seine Examen bestanden. „Damals war er noch sehr weich und beeinflußbar durch alles, was aus den Bahnen des Gewohnten hinausging,“ schrieb der Bruder, „wie er sich inzwischen entwickelt hat, weiß ich nicht. Er wurde übrigens von uns viel geneckt wegen seiner Liebhabereien, in die er sich mit ganzem Eifer stürzte und die er häufig wechselte. Ich glaube aber, sie waren harmloser Art und meist mit seinen Studien zusammenhängend.“

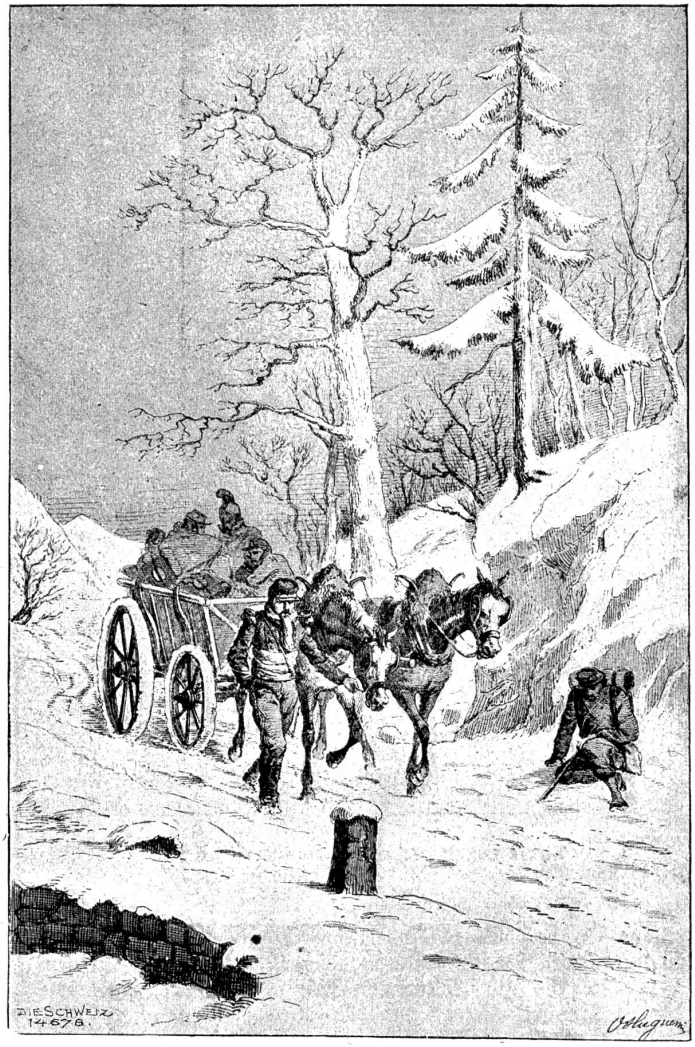
Die Trennung von der Tochter wurde Frau Stünz sehr schwer. Obwohl sie mit mütterlichem Stolz hoffte, ihr Kind verheiraten zu können, und keine Mühe gescheut hatte, um aus Trudchen die beste und tüchtigste Hausfrau und eine in den angenehmen Künsten gebildete, aufnahmefähige Lebensgefährtin zu machen, so war sie doch in den langen Jahren, in denen Trudchen ihre einzige Gesellschaft und den alleinigen Gegenstand ihres Sorgens bildete, so mit der Tochter verwachsen, daß sie nun im Augenblick des Hergebens das Vorgefühl einer unerträglichen Einsamkeit, eines Lebens trauriger Entbehrung ergriff. Aber Trudchens Heiratsaussichten waren nicht groß; denn sie besaß kein Vermögen; und obwohl Frau Stünz den Freier gerne erst näher kennen gelernt hätte, so bewogen sie doch die günstigsten Umstände, Trudchens wortloser, sanfter, aber

spürbarer Wille zu dieser Ehe, und vielleicht noch mehr die Schwere des Entschlusses selbst, bald ihre Einwilligung zu geben. Und schon anfangs Winter konnte die Hochzeit stattfinden.

Frau Stünz hatte ihrer Tochter gesagt, daß sie sich nun längere Zeit nicht sehen würden; denn zwei junge Eheleute gewöhnten sich am besten allein aneinander. Aber sie hatte nicht geahnt, wie schwer es ihr werden könnte, diesen Vorsatz zu halten. Sie hoffte zuerst, in einigen Wochen das Gefühl unleidlicher Verlassenheit, den beschwerenden Ueberfluß an sorgender Liebe und das fast physische Heimweh nach der Tochter durch Tätigkeit und Zerstreuung betäuben zu können. Aber ihre Unruhe verließ sie auch bei der Arbeit nicht. Sie steigerte sich endlich zu solcher Stärke, daß Frau Stünz eines Abends fast unwillkürlich ihren Handkoffer zu packen anfing, bis sie plötzlich zu der kühlen Ueberlegung dessen kam, was sie eben tun wollte, und ermattet und traurig in ihren Lehnstuhl sank, alles liegen lassend, wie es eben lag.

Das große Ereignis war für sie die Ankunft der Post, die ihr zweimal in der Woche Nachrichten von Trudchen brachte. Die junge Ehefrau schrieb überglückliche, oft kurze, flüchtige, dazwischen auch zärtliche Briefe; dann und wann brach plötzlich, in schönen Tagen unerwartet auftauchend, das Heimweh nach der Mutter und dem alten Zuhause durch. Frau Stünz lebte von diesen Briefen wie eine Braut von den Worten ihres Bräutigams. Wenn Trudchen recht glücklich schrieb, so war ihr am wohlsten; sie sagte sich, daß sie mit ihrem Opfer und ihrer Einsamkeit das Glück der Tochter erkaufe und ihre Entbehrung wenigstens nicht zwecklos sei. Aber ein einziges sehnsüchtiges Wort von Trudchen raubte ihr alle Ruhe. Dann schrieb sie Briefe an die Tochter, in die sie ihre ganze mütterliche Wärme ausströmen ließ. Und wie sehr sie sich auch bemühte, mit der jungen Frau nicht mehr jenen Verkehr vertrautester Innigkeit zu suchen, wie sie ihn mit der ledigen Tochter gepflogen hatte, so waren ihre Briefe doch so von Sehnsucht und bittender Liebe erfüllt, daß sie in Trudchen oft eine Wehmut wachriefen, die ihr Mann nicht gerne an ihr litt.

Nach einigen Monaten meldete Trudchen ihrer Mutter, daß sie einem frohen Ereignis entgegensehe. Mit diesem Augenblick begann für Frau Stünz eine neue, bessere Zeit. Sie hatte nun wieder für die Tochter zu sorgen, sie konnte sich tagelang mit Arbeiten zu Trudchens Nutzen und Freude beschäftigen. In ihrer Antwort auf die gute Nachricht hatte sie sich sogleich ausgebeten, eine kleine vollständige Kinderaussteuer beschaffen zu dürfen. Trudchen ließ in ihrem nächsten Briefe durchblicken, daß sie mehr Freude gehabt hätte, alles selber herzustellen, aber die Mutter, die allezeit mit einer raschen Lösung bei der Hand war, schrieb, sie wollten ruhig beide das Nötige anfertigen; was zuviel sei, bekomme später das zweite Großkindchen, und sie wollten sich nun immer fleißig auf dem Laufenden halten, wie weit die Sachen gediehen seien; das gebe ein reizendes Wettarbeiten während der langen Sommertage. (Forts. folgt.)



Oskar Huguenin. Die Bourbaki auf der Flucht.

Meterhoch lag der Schnee und eine eisige Bise fegte über die Jurahöhen, als in jenen ereignisreichen Januar- und Februartagen von 1871 unsere Milizen in Eilmärschen an die bedrohten Grenzorte zogen. Ihre Strapazen aber waren gering im Vergleich zu den Leiden des geschlagenen französischen Heeres, insbesondere ihrer Kranken und Verwundeten, die vorab auf Karren und Wagen über die Grenze geführt wurden.

Arosa.

Das Bergdörflein Arosa im obersten Schanfiggtale hat sich in kürzester Zeit zu einem Fremdenort ersten Ranges entwickelt. Als Sommer- und Winterkurort hat es sich wie Davos, St. Moritz, Pontresina, Tarasp, Vulpera usw. einen Weltruf erworben. Die alte Poststraße genügte dem immer reger werdenden Personen- und Güterverkehr von der bündnerischen Hauptstadt nach Arosa und den übrigen Dorfschaften des Plessurtales nicht mehr. So brachte das vergangene Jahrzehnt notwendigerweise die Erstellung einer nach den modernsten technischen Errungenschaften ausgeführten elektrischen Schmalspurbahn (Adhäsionsbetrieb).

Beim „Steinbock" in Chur, gegenüber dem Bahnhof der Schweizerischen Bundesbahnen und der Rhätischen